

Kjell Westö

Vom Risiko,  
ein Skrake zu sein  
Roman

*Aus dem Finnlandschwedischen  
von Paul Berf*

btb

### Buch

1952 ist ein denkwürdiges Jahr in Finnland: In Helsinki findet die Olympiade statt, Coca-Cola kommt auf den Markt, und die finnische Schönheitskönigin wird Miss Universum. Man sollte annehmen, dass in einem solchen Jahr selbst für Familie Skrake – deren männliche Linie das Ungeschick gepachtet zu haben scheint – alles glatt laufen sollte. Weit gefehlt: Am Tag der feierlichen Cola-Parade kippt Werner Skrake versehentlich einen Laster der kostbaren Fracht um – sein Sohn Wiktor hat noch Jahre später mit der Familienschmach zu kämpfen...

### Autor

Kjell Westö ist einer der bekanntesten finnlandschwedischen Autoren der jüngeren Generation, geboren 1961 in Helsinki, wo er heute noch lebt. Seit seinem literarischen Debüt 1986 hat er drei Gedichtsammlungen, mehrere Bände mit Erzählungen und etliche Romane veröffentlicht, darunter 1996 *Drakarna över Helsingfors/Die Drachen über Helsingfors*, seinen ersten großen Publikumserfolg. Kjell Westö ist vielfach preisgekrönt, Übersetzungen in zahlreiche Sprachen sind derzeit in Arbeit.

### Kjell Westö bei btb

Tante Elsie und mein letzter Sommer (73433)

# Erstes Buch

*Erster Teil*

## In ein Haus zurückzukehren, das man einmal verließ

Gestern wehte der Wind aus Südost, und gegen Abend schenkte mir das Meer eine Lachsforelle.

Es war ein wolkenverhangener und grauer Tag gewesen, doch in den letzten Stunden war der Himmel klar. Der Fisch war nicht sonderlich groß, anderthalb Kilo vielleicht, aber wild und kraftvoll. Er biss an, als die Sonne hinter Helsingfors gerade in einer kühlen Kaskade aus Rot unterging, und als er um seine Freiheit und sein Leben schwamm und sprang, glitzerte es wie Feuer in seinen silbrigen Schuppen. Auch der Blinker, den ich benutzte, war rot, mit schwarzen Querstreifen, denn wenn ich bei Sonnenuntergang fische, hallen stets Werners Worte in mir wider: *Bei klarem Wetter musst du in der letzten Stunde Rot oder Orange benutzen*. Außerdem biss der Fisch bei Ryssgrynnan an, südlich von Hästkobben, genau dort, wo ich es Werners Worten zufolge stets dann versuchen sollte, wenn es Frühling war und der Wind aus südöstlicher Richtung kam.

Und ich sagte mir: Erstaunlich, dass die Methode noch immer funktioniert, obwohl mehr als dreißig Jahre vergangen sind, seit Werner mir das Fischen beibrachte.

Als ich über die Råbergabucht zurückfuhr und das Boot neben den Überresten von Östermans Sauna an Land zog (ich bin kein Mitglied im Råberga Bootsclub und darf darum dessen Jachthafen nicht benutzen), dämmerte es bereits. Ich fädelt einen Zweig durch die Kiemen der Lachsforelle und trug sie auf alt-

hergebrachte Art, ich ging im sachte dunkler werdenden Abend den Råbergaväg hinab, ich roch den Duft aus Meer und Erde und Nadelbäumen, und genau das war der Moment, in dem mir bewusst wurde: Ich bin tatsächlich wieder zurückgezogen.

Es gibt vieles, das in Råberga anders ist als früher. Den Jachthafen habe ich bereits erwähnt: Die Betonpiere und ein Zaun aus Leichtmetall haben schon vor langer Zeit den ausgedienten Dampfschiffanleger ersetzt, an dem unser Boot immer vertäut lag. Und Tistelskär und Kalvholmen sind erschlossen worden, auf jeder Lichtung steht ein Holzhäuschen, vor den Häuschen befinden sich sorgsam gepflegte Gärten, in den Blumenbeeten heben Gipslöwen und Gipsgriechen ihre möchtegernantiken Köpfe, und zur Sommerzeit werden die Rasenflächen von Sitzgruppen aus weißem Plastik bevölkert.

Sowohl draußen bei den kleinen Inseln als auch am Ufer von Råberga sind die Ufersteine mit glitschigen Algen bewachsen. Auch der Blasentang ist mit Algen bedeckt, und man kann vielleicht gerade mal halb so tief sehen wie früher. Am Südhang der Råbergaanhöhe stehen mehr Häuser als früher, die diskret hockenden Backsteinhäuser haben Konkurrenz von protzigen baiserartigen Privatschlössern bekommen. Und auf der Kuppe der Anhöhe, direkt neben dem *Platz der vier Himmelsrichtungen*, steht ein achtzig Meter hoher Wasserturm, ein riesiger Betonpilz, der Råberga und Österkulla und Teile von Nordsjö versorgt und bei klarem Wetter noch von der Küste Estlands aus zu sehen sein soll.

Nördlich der Anhöhe, im eigentlichen Dorf, sind die meisten Gebäude neu. Das Haus der Skalpiertante, in dem auch das Postamt untergebracht war, ist ebenso verschwunden wie Östermans Laden und die große, jedoch undichte Holzvilla der Freiwilligen Feuerwehr, deren Boden knarrte und in der die Kirche für uns Kinder einen Mittwochsclub organisierte. Stattdessen wird das Dorf von einem hektargroßen Sparmarkt und einem vierstöckigen Glasgebäude dominiert, das irgendwann in den Achtziger-

jahren von einem Spekulanten aus Helsingfors erbaut und später von Nokia übernommen wurde. Dort gibt es auch ein Drive-In-Hamburgerrestaurant mit dem wohlbekannten gelben M auf dem Dach, und die Filiale scheint gut zu laufen: Junge Burschen fahren aus den östlichen Vororten von Helsingfors bis hierher, sitzen in ihren Autos, die sie auf dem asphaltierten Wendeplatz parken, hören *Radio Energy* und trinken Dosenbier und grölen.

Die steinerne Kirche ist natürlich noch da, genau wie der schattige Friedhof, Letzterer jedoch bis auf den letzten Platz besetzt. Die Einwohner Råbergas werden heute auf Furumo im Norden von Helsingfors zu Grabe getragen. Und wiederum ein Stück weiter nordwärts am Råbergaväg, auf einem mit Kiefern bewachsenen Hügel, steht die Schule, die ich besucht habe. Das Hauptgebäude stammt aus den Dreißigerjahren und besitzt drei Etagen, es ist grob verputzt, gelb und hat klare Konturen, und durch die Glaswände am Schnittpunkt zwischen dem alten Schulhaus und dem Anbau aus den Fünfzigern kann man nach wie vor Kinder und Jugendliche sehen, die sich die Wendeltreppe auf und ab bewegen. Aber diese Kinder sprechen heute Finnisch: Die schwedischsprachigen Kinder gehen in Östersundom oder Blomängen im östlichen Helsingfors zur Schule, wenn sie klein sind, und ins Gymnasium von Nickby oder Brändö, wenn sie größer sind.

Und auf dem Sportplatz unterhalb der Schule steht kein Hammerwuschutzkäfig mehr, und aus der roten Aschenbahn sprießen zottige Grasnaben.

\* \* \*

Der Gutshof steht, wo er immer gestanden hat, und über ihn möchte ich eine Geschichte erzählen.

In meiner Kindheit befand sich Råberga Gård noch im Besitz der Familie Stiernwall. Der Gutshof war die meiste Zeit verriegelt und stand leer, denn die Stiernwalls waren Geschäftsleute, die in modernen Häusern in Grankulla und Munksnäs und ähn-

lichen Orten wohnten, sie standen dem Lehen, das ihre Vorfahren ihnen als ständige Last verschafft hatten, ratlos gegenüber. Auf meinen Laufrunden rannte ich stets die Birkenallee des Herrenhauses hinab, im Herbst zerrte und riss der Wind an den Kronen der Bäume, und die gilbenden Blätter raschelten trostlos.

Als ich elf oder vielleicht auch zwölf war, jedenfalls in den Jahren, als der Wasserturm und die ersten Hochhäuser errichtet wurden, mieteten ein paar junge Männer aus Helsingfors das größte der zum Gut gehörenden Gebäude an. Sie eröffneten dort eine Diskothek, die *Glam Manor* hieß und von April bis Oktober jeden Freitag- und Samstagabend geöffnet hatte. Das *Glam Manor* erlangte rasch Kultstatus bei den Schönen der Hauptstadt, und für ein paar Jahre war Råberga an den Sommerwochenenden ein belebter Ort. Die Abendbusse waren voller smart gekleideter 20-Jähriger aus Helsingfors: An einem kalten Maisamstag in einem dieser Jahre sah ich die erste Röhrenjeans meines Lebens, sie saß an einem langbeinigen, dunkelhaarigen Mädchen, das mit dem 18.17-Bus kam, und ich erinnere mich noch, dass Hermansson ihn fuhr.

Die Reichen kamen nicht mit dem Bus zum *Glam Manor*. Die Reichen kamen spät, sie kamen in voll gestopften Taxis, und wenn sie aus den Limousinen stiegen, johlten und grölten und kicherten sie. Manchmal stand ich auf der Anhöhe im Sonnenuntergang und betrachtete die Staubwolken, die von ungestüm Gas gebenden Taxifahrern auf der Herrenhausallee aufgewirbelt wurden. Im Abendlicht bekam der Staub einen sattgelben Glanz. Die Vermögendsten unter ihnen ließen ihre Droschken dann vor dem *Glam Manor* warten, während sie feierten. Die Stunden vergingen, die Taxameter tickten, und die Musik dröhnte über Råberga. Im ersten Sommer liefen vor allem *Hello Hooray* und David Bowies *Starman* und andere geschminkte Sachen, aber während der letzten Saison der Diskothek wurde bereits kultivierter Phillysoul gespielt, *Rock Your Baby* und Van McCoys *The Hustle* und Ähnliches. In aller Regel blieb die Musik auf der nördlichen Seite des Dorfs, denn die Anhöhe funktionierte als

Lärmschutz. Der Einzige, dem es gelegentlich gelang, die Kuppe der Anhöhe zu überwinden, war der schmalzige Soulsänger Barry White. Bei starkem Nordwind konnte man in unserem Garten Bruchstücke wummernder Bassphrasen hören und dann Barry, der auf seine allseits bekannte Art Sentenzen wie »Aahhh... sexy, baby!« oder »How I wanna make sweet sweet love to you, woman!« brummte.

Mein Vater Werner war zu jener Zeit bereits ein gebrochener Mann. Er stand außerhalb der Gesellschaft, er wurde mit Argwohn betrachtet, er war ein veränderter Kraftprotz, ein Hahnrei und ein verstummter Schriftsteller, der sich vor allem der Aufgabe widmete, gewaltige Wintervorräte bester Birkenholzscheite zu schlagen, obwohl wir eine Ölheizung hatten und den offenen Kamin so gut wie nie benutzten. Aber Werner konnte immer noch denken, und er hatte einen Kurs belegt, der *Milestones in American Literature* hieß, als er in Cleveland wohnte. »Huck Finn ist tot, und in eurer Musik führt Kapitän Ahab das Wort«, sagte er jedes Mal, wenn er am *Glam Manor* vorbeikam und die Musik an sein Ohr drang.

Damals verstand ich nicht, was er damit sagen wollte, und wenn ich es verstanden hätte, dann hätte ich protestiert. Denn während dieser *Glam-Manor*-Jahre verlor ich allmählich die Lust an meinen täglichen Laufrunden und wurde zu einem Jüngling mit normal sündigen Interessen. Das Laufen kam mir auf einmal so einsam und monoton vor, und ich begann stattdessen, mit Jinx Muhrman und Aka Lindberg und ein paar anderen im Esscafé herumzulungern. Wir rauchten Zigaretten, tranken literweise Kaffee und spielten am Pajazzoautomat, wir wollten Råbergas schwarze Schafe sein.

Am Wochenende hing ich dann vor dem *Glam Manor* herum. Es gelang mir nie, in die Diskothek hineinzugelangen. Ich war deutlich erkennbar minderjährig und im Gegensatz zu Jinx und Aka körperlich noch unentwickelt und hatte somit nicht den Hauch einer Chance, die Türsteher zu überlisten. Doch dadurch wurde die Verlockung nur noch größer, und in jenen Jahren über-



nahm das *Glam Manor* für mich die Rolle des Laufens als Symbol für Freiheit und Wahrheit und Wildheit, für all das, was im Leben erstrebenswert schien.

In den Achtzigerjahren war Råberga Gård dann der Sitz eines exklusiven Golfclubs. Heute ist das Gut im Besitz eines der größten Medienunternehmen Finnlands und wird für so genannte *retreats* genutzt: Man sieht bekannte Fernsehstars die Birkenallee hinab und über die sanft grünenden Hügel des zugewachsenen Golfplatzes wandeln. Aber sie gehen zu schnell, ihre Schritte und ihre Körper haben etwas Gehetztes und nach vorne Geneigtes, das sich nicht in wenigen Tagen kurieren lassen wird.

\* \* \*

Drüben an der Landstraße steht noch immer die Essotankstelle mit dem angrenzenden Café, in dem ich viele und lange Stunden verbracht habe. Eine Jukebox gibt es heute natürlich nicht mehr, und auch der Pajazzoautomat ist verschwunden. Früher stand die Tankstelle dort in einsamer Majestät, aber heute erkennt man gerade hier, zum Norden hin, am deutlichsten, wie sehr Helsingfors inzwischen mit Råberga verwachsen ist. Denn westlich der Tankstelle liegt die Erklärung dafür, dass Råbergas Volks- und Gemeinschaftsschule sich von einer schwedischsprachigen in eine finnische verwandelt hat: eine Hand voll klassisch plattenbaugrauer, vierstöckiger Häuser (damals waren sie die allerersten Hochhäuser hier draußen), hinter ihnen ein paar Turmhäuser mit acht Etagen und daran anschließend eine lange Reihe dreistöckiger Mietshäuser, erbaut in diesem unregelmäßigen Neunzigerjahrestil, als eine Art Zwischending aus Hochhaus und Reihnhaus, die Farbpalette in sanften Pastelltönen: minzgrün, hellrosa und sonnengelb.

Und nordwestlich der Landstraße liegt dann der Vorort Österkulla, Helsingfors' äußerster Vorposten.

Es ist schon erstaunlich, dachte ich gestern Abend, als ich an der Spüle stand und meine Beute filetierte, dass Werners Silberfische immer noch entlang der Küste stehen, dass sie dort im Stauwasser hinter Untiefen und Felseninseln stehen, als wäre nichts geschehen, so nahe an all diesen Veränderungen und dennoch so unberührt.

\* \* \*

Diese Geschichte hat noch einen langen Weg vor sich, ehe sie eher flüchtig mein Leben als Erwachsener berührt, dennoch möchte ich bereits jetzt ein paar Karten auf den Tisch legen:

Ich zog in dem Sommer aus Råberga nach Helsingfors, in dem ich siebzehn wurde. Mir standen andere Möglichkeiten offen, doch ich entschied mich dafür, alleine in der leer stehenden Wohnung meiner Tante Mary in der Främlingsgata zu wohnen. Ich besuchte dann die Gymnasiale Lehranstalt oder auch Gymnasium Norsen, worauf sie umgetauft worden war.

Ich war in einer eigenartigen Familie aufgewachsen, und meine einzigen richtigen Jugendfreunde, Bjöna und Jinx Muhrman, waren ebenfalls ein wenig seltsam. Wie von einem Radarsystem gelenkt suchte ich deshalb die Nähe der städtischen Boheme. Obwohl sowohl die Hippie- als auch die linke Welle ihren Zenit bereits überschritten hatte, gab es doch noch zahlreiche Widerstandsnester im schwedischsprachigen Teil von Helsingfors, und in diesen Nestern wuchs ich zum Mann heran, dort fand ich meine Freunde. Ich entdeckte zudem eine lebhaftere und offenerherzige Seite an mir und wurde rasch ziemlich beliebt (obwohl, welcher 17-Jährige mit einer eigenen Wohnung wird das nicht!).

Diesen Weg habe ich seither weiter verfolgt. Ich habe Soziologie und diverse Kunstfächer studiert, jedoch keinen Abschluss. Ich bin einmal verlobt gewesen und habe viele Frauen gehabt, war jedoch niemals verheiratet und habe auch keine Kinder. Unter Umständen habe ich sogar einen Sohn, aber dieses Kind

habe ich in dem Fall nur gezeugt und seitdem die Augen vor ihm verschlossen, und ist man dann überhaupt ein Vater?

Im Erwerbsleben bin ich eine Art Mischung aus Journalist und Werbefachmann gewesen. Ich habe als Copywriter für Lowe Bindfors und für McCann geschrieben, ich bin Chef vom Dienst bei der schwedischsprachigen Tageszeitung *Hufvudstadsbladet* gewesen (ja, ich habe tatsächlich für die Zeitung gearbeitet, die eines Sommers Anfang der Fünfzigerjahre dazu beitrug, meinen Vater lächerlich zu machen) und war in den Neunzigern fünf Jahre lang verantwortlich für die Soaps in einem der neuen Fernsehkanäle.

Im Grunde habe ich mich immer als Philosophen und Künstler betrachtet.

Alles, was ich vollbracht habe, ist Lüge und Blendwerk gewesen.

Ich habe Seelen manipuliert, meine eigene und die anderer.

So wie auch wir heute alle beschäftigt sind, im Virtuellen wie auch auf Erden.

\* \* \*

Manchmal kann eine Begegnung so viel bedeuten.

Es war in einem Frühling Mitte der Neunzigerjahre. Ich hatte meine Pläne, das Haus zu verkaufen, bereits ad acta gelegt, oder eigentlich nicht ad acta gelegt, denn es war keine bewusste Entscheidung, die Jahre vergingen nur einfach, und es gelang mir einfach nie, zur Tat zu schreiten. Und ich hatte mein Gelübde gebrochen, nie mehr hierher zu kommen, ich hatte bereits etliche Wochenenden hier draußen verbracht, mit verschiedenen Frauen, die sich alle bitterlich darüber beklagten, wie ich es nur *wagen* konnte, ein so wunderbares Haus verfallen zu lassen. Und in Wahrheit wagte ich es auch gar nicht. Ich hatte die Treppe auf

der Vorderseite des Hauses reparieren lassen, ich hatte im Panoramafenster eine neue Außenscheibe statt der gesprungenen einsetzen lassen, und ich hatte eine Reinigungsfirma beauftragt und ihr freie Hand gegeben. Sie hatten abgelaufene Konserven und andere alte Lebensmittel weggeworfen, sie hatten feuchtes und schimmelndes Bettzeug und Teppiche entfernt, sie hatten gewischt und gebohrt.

Dann ergab es sich, dass ein Klassentreffen organisiert wurde.

Råbergas Volks- und Gemeinschaftsschule, 5. Klasse, Frühjahr sechsundsiebzig.

Weder das Essocafé noch das Hamburgerrestaurant mit dem gelben *M* waren denkbare Alternativen, also fand das Treffen im Hotel Grand Marina in Helsingfors statt. Anfangs wollte ich gar nicht hingehen. Ich war bereits auf Norsens Abiturjubiläum, Jahrgang 79, gewesen und entsetzt über die schmierige Nostalgie, die in weniger als zwanzig Jahren Besitz von uns ergriffen hatte. Und was Råberga betraf, hatte ich darüber hinaus allen Grund, Fragen zu meinem Vater zu befürchten.

Trotzdem ging ich hin, jedoch nicht zum Essen, sondern zum zwanglosen Beisammensein danach.

Ich war nicht nüchtern, als ich zum Grand Marina ging. Ich hatte im nahe gelegenen Kellerlokal Poseidon gegessen und mir eine ordentliche Grundlage verschafft und kam mir anfangs ziemlich verloren vor. Die meisten meiner ehemaligen Schulkameraden waren mir so fremd, wie sie es schon zwanzig Jahre zuvor gewesen waren, und zwar unabhängig davon, ob sie aus Familien stammten, die seit Generationen in Råberga heimisch waren, oder Kinder der Hauptstadtpendler waren, die in den colabraunen Backsteinhäusern des Südhangs gewohnt hatten. Aber ich saß eine Weile an einem Tisch und unterhielt mich mit Aka Lindberg, dem Neffen von Laden-Österman und bereits in jungen Jahren Råbergas wandelndes Rocklexikon. Und ich wechselte ein paar Worte mit Cita Rothovius, die in Verona lebte und mit Nachnamen Ciniselli hieß und noch genauso unerträglich schön war wie im Frühjahr sechsundsiebzig.

Anschließend ging ich an die Bar, und dort stand Björn Muhrman.

Damals wohnten Björn und seine Schwester Janina, *das Mädchen, das alle naselang seinen Spitznamen wechselte*, in dem colabraunen Haus neben unserem. Bjöna und Jinx waren meine besten Freunde gewesen, und wir standen deshalb lange an der Bar und unterhielten uns, nur er und ich. Es wurde ein guter Abend, denn wir verfielen nicht in Jungennostalgie, wir suhlten uns nicht in alten Lehrern und nicht in den Es-war-einmal-Büsten der mittlerweile 35-jährigen Frauen und auch nicht in unseren vergangenen sportlichen Höchstleistungen, die im Übrigen weder Bjöna noch ich vorzuweisen hatten. Eher schienen wir die Lebenstemperatur des jeweils anderen zu messen, wir hörten zu und rundeten ab und beurteilten und konnten beide konstatieren, dass der andere sich einigermaßen gut geschlagen hatte, zumindest oberflächlich betrachtet. Bjöna war Systemprogrammierer bei einer holländischen Computerfirma und nur wegen des Klassentreffens eingeflogen. Er war, wie er mir erzählte, mit einer Holländerin verheiratet, und sie hatten vier Kinder. Bjöna hatte nichts von seiner gedanklichen und sprachlichen Schärfe verloren, aber im Gegensatz zu früher strahlte er jetzt förmlich vor Selbstvertrauen. Dieser Bjöna hatte keine Ähnlichkeit mehr mit dem komischen Kauz, der bei den Mathematikarbeiten immer die volle Punktzahl erreichte und Strawinskij verehrte, während wir anderen im Dschungel des Hitlistenpops botaniserten und ihn wegen seines frühreifen Intellekts verhöhnten.

Es zeigte sich rasch, dass Bjöna von Werners Tod wusste, aber danach vermied er das Thema. Stattdessen sprach er über Janina, und er nannte sie *Janna*, während ich am *Jinx* der späten Pubertäts- und ersten Helsingforsjahre festhielt. Er erzählte, dass sie Ende der Achtzigerjahre an einer Kunsthochschule in Göteborg studiert hatte. Danach hatte sie in einem Vorort von London mit einem Senegalesen zusammengelebt und ein Kind mit ihm bekommen. Aber die Beziehung war in die Brüche gegangen und Jinx mit der Zeit an die Strände Ålands gespült worden. Sie hatte

in Mariehamn einen Mann gefunden und noch ein Kind bekommen, ihr drittes. Nach einer Weile war ihr das Inselreich zu eng geworden – der neue Mann war mit den Sticheleien seiner Freunde über das Mulattenkind nicht klar gekommen, ließ Bjöna durchblicken –, und nun wohnte sie wieder in Göteborg, schrieb Kunstkritiken für eine Tageszeitung und hatte wieder angefangen zu malen. Es ging ihr relativ gut. Bjöna gestand auch, dass es mit Jinx zeitweise abwärts gegangen war und sie viel zu viel getrunken hatte. »Aber sie ist aus eigener Kraft wieder hochgekommen«, sagte er stolz, »sie hat sich mit reiner Willenskraft da wieder rausgezogen.«

Als sich der Abend dem Ende zuneigte und wir schon ziemlich betrunken waren von den Whiskydrinks, die wir uns gegenseitig aufgenötigt hatten, berührten wir kurz die letzten Jahre vor meinem Umzug von Råberga nach Helsingfors. Und bei der Gelegenheit sagte Bjöna plötzlich: »Damals habe ich das natürlich nicht kapiert, aber es muss verdammt schlimm für dich gewesen sein, da draußen wohnen zu bleiben. Das muss verdammt viele Narben hinterlassen haben.«

»Ja«, sagte ich, »das hat es.«

»Eins sollst du jedenfalls wissen«, meinte Bjöna daraufhin. »Ich habe Werner immer gemocht. Es war bestimmt nicht leicht, ihn zum Vater zu haben, aber irgendwie war er trotzdem ein guter Typ.«

Diese schroffe, unbeholfene Art, die wir haben, wenn wir in Finnland Dinge auf Schwedisch ausdrücken! »Irgendwie war er trotzdem ein guter Typ.« Ich erwiderte nichts, ich bekam nur einen Kloß im Hals. *Irgendwie* wurde mir von diesen Worten unermesslich warm ums Herz.

\* \* \*

Ich besitze dieses Haus seit dreizehn Jahren, ich war fünfundzwanzig, als ich es erbte. Ich bin die dritte Generation der Skra-

kes hier draußen. Mein Großvater ließ das Haus erbauen (das war Ende der Dreißigerjahre), mein Vater ließ es zwanzig Jahre später wintertauglich machen, und ich selbst vernachlässigte es, solange ich konnte.

Die protzige funktionalistische Architektur mag etwas anderes andeuten, aber soweit ich weiß, hatte Großvater Bruno das Haus nie als etwas anderes als eine Sommerresidenz geplant. Doch das Jahrhundert, das verstrich, hielt für seine Menschen zahlreiche Überraschungen bereit: Bereits anderthalb Jahre nach dem Richtfest wohnten Großmutter Maggie und Werner und Mary hier draußen, Bruno war Offizier und an der Front, der Winterkrieg war ausgebrochen, es war eiskalt und das Haus zugig, Tante Mary, die damals knapp zehn war, soll sich eine Erkältung geholt haben, die den ganzen Winter über nicht mehr weging.

Die Wahrheit über das Haus, in dem ich diese Worte schreibe, in dem ich an einem Schreibtisch am großen Wohnzimmerfenster sitze und von Zeit zu Zeit eine Pause einlege und auf die Råbergabucht hinausschaue, wo ölig und bleigrau der Finnische Meerbusen schmolzt:

Ich hasste es.

Einmal ausgezogen, besuchte ich Werner nicht sonderlich oft, auch wenn dies in den letzten Jahren etwas besser wurde. Und als ich das Haus dann erbe, wurde alles nur noch schlimmer. Ich wollte nicht, denn die Bilder übermannten mich.

Am schlimmsten waren jene Bilder, die *sprachen*. Als ich jung war, konnte ich sie nicht ertragen, ich spürte, dass meine Gesichtsmuskeln zu zucken begannen und etwas in meinem Inneren hochkam, etwas, das ich als *sauer* wahrnahm, und ich musste wild grimassieren, um nicht die Beherrschung zu verlieren.

Der junge Mann, der ich damals war, erlebte *Weinen* und *Saures* als Synonyme.

Einmal, als wir nach einer seiner Trainingseinheiten im Sonnenuntergang vom Sportplatz nach Hause gingen, sagte Werner: »Es sind wir Menschen, die Himmel und Erde verbinden, vergiss das nicht, Viki, vergiss das niemals.«

Na also! Ich habe eines dieser *sprechenden Bilder* niedergeschrieben. Aber es zuckt nicht mehr in meinem Gesicht, nichts Saures quillt hoch, ich grimassiere nicht. Die Hände, die weiterhin auf die Tasten des Computers hauen, sind ruhig, und mein Herz schlägt regelmäßig weiter.

\* \* \*

Wenn ich versuche, die Veränderung zu verstehen, die in mir vorging, ereilt mich ein tröstlicher Gedanke: dass ich vielleicht endlich die Wahrheit in einem anderen sprechenden Bild akzeptiert habe, jenem, in dem ich vierzehn Jahre alt bin und im gleichen Wohnzimmer stehe und meine Wut über Råberga und über meine Mutter Vera und mich selbst und am meisten über Werner, der wieder einmal verschwunden ist, herausschreie, ich stehe am Anfang meines Aufruhrs, und ich schreie Dinge, die ich niemals zu schreien gewagt hätte, wenn Werner zu Hause gewesen wäre, und dann sagt mit leiser Stimme und großer Ruhe jemand, der sich im gleichen Wohnzimmer befindet und am gleichen Panoramafenster steht, das ich nun während meiner Schreibpausen nutze, dieser Jemand sagt, während er hinaus-schaut:

»Wo die Liebe an Bedingungen geknüpft wird, gibt es sie nicht.«

Diese Worte haben mich lange verfolgt.

Ich war so wahnsinnig wütend damals. Ich hatte gerade erfahren, dass Vera ausziehen würde, dass sie sich eine Wohnung in Helsingfors genommen hatte.

Sie versuchte mit mir zu reden, aber ich hörte nicht zu. Sie bat



mich, bei ihr zu wohnen, ich würde in der Stadt auch ein eigenes Zimmer bekommen, deshalb habe sie ja gerade eine Dreizimmerwohnung angemietet, sagte sie.

Doch ich wollte nicht. Ich wollte schon weg aus Råberga, mehr als alles andere in der Welt wollte ich Råberga verlassen. Aber ich war mir sicher, dass diese Wohnung im Stadtteil Tölö das Liebesnest meiner Mutter und Riggert Holms war, und ich nannte sie eine Hure und vieles mehr, vielleicht gerade wegen dieser Worte über die Liebe, die ich selber nach Kinderart auffasste, als einfach und absolut.

Ich wusste nichts darüber, wie kompliziert die Liebe sein kann.

Ich wusste nicht, dass es unzählige Wege gibt, einen anderen Menschen zu lieben.

Ich wusste nicht, dass der Mensch es manchmal nicht erträgt, wenn der oder die Geliebte sieht, wozu er oder sie geworden ist.

In den letzten Jahren habe ich Vera immer wieder gebeten, heraus zu kommen, für eine Sommerwoche oder ein Wochenende oder wenigstens auf ein Abendessen mit Übernachtung. Doch sie zieht es vor, mich in der Stadt zu treffen, zu Hause auf Drumsö oder in meiner Wohnung in dem Haus an der Bergmansgata oder in einem Restaurant, sie sagt: »Ich habe meine Erinnerungen, und das reicht.«

\* \* \*

Auch dies ist wahr:

Mit der Zeit, beinahe ohne dass man es merkt, kommt man immer öfter hier raus. Man kommt nicht mehr zusammen mit den Frauen, die begeistert seufzen und sich bitterlich beklagen, nein, man kommt allein. Und man lässt das Haus nicht länger verfallen. Denn je öfter man herkommt, desto öfter entdeckt man Dinge, die in Angriff genommen werden müssten, und man wird immer geschäftiger, man holt beim örtlichen Schreiner Jer-

Die finnlandschwedische Originalausgabe erschien 2000 unter dem Titel »Vådän av att vara Skrake« bei Söderströms, Helsingfors, und anschließend bei Norstedts, Stockholm.

Die Übersetzung wurde gefördert durch ein Stipendium des Deutschen Übersetzerfonds e.V.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print* liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Juli 2007, btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 2000 Kjell Westö

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House

Umschlaggestaltung: Design Team München

unter Verwendung der schwedischen Vorlage von Lisa Zachrisson

Satz: Uhl+Massopust, Aalen

Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck

SR · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-73657-7

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)



Kjell Westö

**Vom Risiko, ein Skrake zu sein**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-73657-7

btb

Erscheinungstermin: Juni 2007

„Dieses Buch ist mein Versuch, das 20. Jahrhundert Finnlands anhand einer Familie einzufangen, deren Männer Spezialisten darin sind, am falschen Ort zur falschen Zeit das Falsche zu tun.“ Kjell Westö

1952 ist ein denkwürdiges Jahr in Finnland: In Helsinki findet die Olympiade statt, Coca-Cola kommt auf den Markt und die finnische Schönheitskönigin wird Miss Universum. Man sollte annehmen, dass in einem solchen Jahr selbst für die Familie Skrake – deren männliche Linie das Ungeschick gepachtet zu haben scheint – alles glatt laufen sollte. Weit gefehlt: Am Tag der feierlichen Cola-Parade kippt Werner Skrake versehentlich einen Laster der kostbaren Fracht um – sein Sohn Wiktor hat noch Jahre später mit der Familienschmach zu kämpfen ...



[Der Titel im Katalog](#)